



STIFTUNG FÜR ROMANTIKFORSCHUNG
BAND LVIII

ROMANTIK KONTROVERS
EIN DEBATTENPARCOURS
ZUM ZWANZIGJÄHRIGEN JUBILÄUM
DER STIFTUNG FÜR ROMANTIKFORSCHUNG

HERAUSGEGEBEN VON
GERHART VON GRAEVENITZ, WALTER HINDERER,
GERHARD NEUMANN, GÜNTER OESTERLE
UND DAGMAR VON WIETERSHEIM

KÖNIGSHAUSEN & NEUMANN

Umschlagabbildung:

Franz Graf Pocci: *Allerneuestes Schattenspiel für die lieben Kinder*. Zweite Folge („Der Jahrmarkt bietet manchen Spaß, Seiltänzer oder sonst etwas“.). In: *Gaukel-Linchen und andere Kindergeschichten* von Franz Graf Pocci. Atlantis Verlag Zürich und Freiburg i.Br. 1966.

*Dem Andenken an
Alexander von Bormann
gewidmet*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2015

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Bindung: Zinn – Die Buchbinder GmbH, Kleinlüder

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-5691-8

www.koenigshausen-neumann.de

www.libri.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de



Das Kuratorium der *Stiftung für Romantikforschung* 1995 in Amsterdam während des Colloquiums „Volk - Nation - Europa. Zur Romanisierung und Entromantisierung politischer Begriffe“ mit seiner ersten Publikation *Romantisches Erzählen*. Von links nach rechts: Gerhard Neumann, Günter Oesterle, Walter Hinderer, Gerhart von Graevenitz, Alexander von Bormann, Dagmar von Wietersheim.

Inhalt

I. KAPITEL: EINFÜHRUNG

<i>Dagmar von Wietersheim:</i> Romantikkritik als Rede und Gegenrede: Heine und die Tradition der Disputatio	11
--	----

II. KAPITEL: DIE STRITTIGE GELDTHEORIE DER ROMANTIK

1. Eröffnung: <i>Jochen Hörisch</i>	25
2. Erwiderung: <i>Maximilian Bergengruen</i>	35
3. Folgerung: <i>Harald Neumeyer</i>	49

III. KAPITEL: IST DIE ROMANTIK TOLERANT? DIE RACHELUST, HASSLIEBE DER ROMANTIKER ALS PROBLEM

1. Eröffnung: <i>Roland Borgards</i>	61
2. Erwiderung: <i>Ralf Simon</i>	71
3. Folgerung: <i>Ethel Matala de Mazza</i>	81

IV. KAPITEL: ROMANTISCHER KITSCH ODER DIE BEDINGUNG DER MÖGLICHKEIT VON HOHER KUNST

1. Eröffnung: <i>Johannes Grave</i>	93
2. Erwiderung: <i>Ernst Osterkamp</i>	107
3. Folgerung: <i>Norbert Miller</i>	117

V. KAPITEL: IST DIE ROMANTIK MODERN ODER VORMODERN?

1. Eröffnung: <i>Renate Lachmann</i>	129
2. Erwiderung: <i>Eva Geulen</i>	141
3. Folgerung: <i>Johannes F. Lehmann</i>	149

VI. KAPITEL: FETISCH FRAGMENT IN DER ROMANTIK?

1. Eröffnung: <i>Gerhard Neumann</i>	161
2. Erwiderung: <i>David E. Wellbery</i>	171
3. Folgerung: <i>Walter Hinderer</i>	181

VII. KAPITEL: DIE ROMANTIK UND DAS INTERESSANTE – TILGUNG ODER INTEGRATION?

1. Eröffnung: <i>Günter Oesterle</i>	193
2. Erwiderung: <i>Peter Schnyder</i>	201
3. Folgerung: <i>Liliane Weissberg</i>	219

VIII. KAPITEL: DER ROMANTISCHE BRIEF – DAMALS UND HEUTE

1. DIE HANDSCHRIFT

<i>Clemens Brentano:</i> Brief an Karoline von Günderrode	227
--	-----

2. DER KONTEXT

<i>Wolfgang Bunzel:</i> Bis(s) zum Morgengrauen. Clemens Brentanos erster Brief an Karoline von Günderrode – Kontext, Funktion, Materialität	229
---	-----

3. ERWIDERUNG

<i>Feridun Zaimoglu:</i> Karoline von Günderrode und Clemens Brentano. Ein fiktiver Briefwechsel	245
--	-----

IX. KAPITEL: AUSKLANG

<i>Dagmar von Wietersheim und Constanze Keutler:</i> 20 Jahre Stiftung für Romantikforschung – Geschichte einer Leidenschaft, unakademisch erzählt	255
--	-----

Die Autorinnen und Autoren der Beiträge	275
---	-----

Maximilian Bergengruen

Der Schrei des Warenhaften

Zur Genealogie des Geldes in Novalis' *Ofterdingen*
und Tiecks *Runenberg*

Erwiderung

I. Einleitung

Im seinem Beitrag „Die belebende Kraft des Geldes“ in diesem Band handelt Jochen Hörisch¹ von der Allübersetzbarkeit des Geldes in der Romantik. Wie schon Stadler² weist er mit Bezug auf Novalis' *Allgemeines Brouillon* darauf hin, dass „Geld“, analog zu Fichtes *Wissenschaftslehre*, für die Jenenser Romantiker ein „Relationsschema“³ oder Abstraktionsmedium darstellt und mithin eine universale belebende Wirkung besitzt („ist nicht das Geld zum Beleben da –?“).⁴

Es handelt sich bei dieser romantischen „Geldverehrung“ jedoch nicht, wie man nach der Lektüre Hörischs glauben könnte, um eine literarisch-philosophische Erfindung der Romantik, sondern vielmehr, so die erste These des vorliegenden Aufsatzes, um die gleichermaßen affirmative wie kritische Adaptation einer nationalökonomischen Theorie, die auch heute noch, nach ihrem angeblichen Erfinder, dem französischen Nationalökonom Jean-Baptiste Say, unter dem Titel ‚Say's Law‘ diskutiert wird, wiewohl sie eigentlich auf Adam Smith zurückgeht.

Die damit bezeichnete Theorie wird im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts, wie die zweite These des Aufsatzes besagt, insbe-

¹ Dieser Beitrag war ursprünglich, d.h. auf der Tagung, die der Veröffentlichung dieses Bandes zugrunde liegt, die Responsio auf den Beitrag von Jochen Hörisch. Wiewohl der Aufsatz nun eigenständig argumentiert, wollte ich diese Herkunft nicht vollständig unterdrücken.

² Ulrich Stadler: *Die theuren Dinge. Studien zu Bunyan, Jung-Stilling und Novalis*. Bern/München 1980, S. 200.

³ Novalis: *Schriften*. Hrsg. von Paul Kluckhohn, Richard Samuel. Darmstadt 2. Aufl. 1960, Bd. 3, S. 378f. (Nr. 624). Novalis wird im Folgenden nach dieser Ausgabe zitiert, die Romane direkt im Haupttext nur mit Seitenangabe nach Bd. 1, alle anderen Texte mit Band- und Seitenangabe in den Fußnoten.

⁴ Novalis: *Dialogen, Schriften* (Anm. 3) Bd. 2, S. 662.

sondere von dem Mathematiker Johann Georg Büsch kritisch diskutiert. Dieser argumentiert gegen die Nationalökonomie, dass Geld durchaus ein Anreiz im Produktionsprozess sein kann und darf. Berücksichtigt werden müsse jedoch, und hier kommt Büsch der Nationalökonomie wieder entgegen, dass Geld nur ein Mittel zum Umsatz von Waren darstellt, von diesen selbst jedoch streng geschieden sei.

Hier setzen, so die dritte These, Novalis' *Ofterdingen* und Tiecks *Runenberg* an. In einer Art materieller und psychologischer Entwicklungsgeschichte des Geldes wird, insbesondere bei Novalis, die Möglichkeit, Geld durch permanente Zirkulation als reines Übersetzungsmittel im Warenverkehr zu verwenden, grundsätzlich bejaht. Zugleich wird jedoch, insbesondere bei Tieck, darauf hingewiesen, dass in dem Augenblick, da Geld die Grenze vom Übersetzungsmittel zur Ware überschreitet, alles andere als „allg[emeine] Dinge“,⁵ sondern vielmehr ein todbringendes Etwas darstellt.

II. Say's Law im Rahmen der deutschen Smith-Kritik

Adam Smiths Standardwerk *The Wealth of Nations* erscheint 1776 im Original und im gleichen Jahr in deutscher Übersetzung. Es folgt eine quantitativ und qualitativ starke Rezeption im deutschen Sprachraum, die sich nicht zuletzt dadurch erklären lässt, dass Smith für die deutschen Ökonomen den Ausweg aus der überkommenen Kameralistik darstellt. Gleichzeitig ist diese zu überwindende ökonomische Theorie natürlich nicht aus der Welt und nicht aus den Köpfen und Systemen. Daher kristallisieren sich auch unter den Autoren, die Smith keineswegs ablehnen, relativ bald Positionen heraus, die zwar nicht mehr auf staatliche Interventionen und Eingriffe setzen, trotzdem aber bei der Vorstellung einer vollständigen Selbstregulierung des Marktes Zweifel anmelden.

Der zentrale Satz der Auseinandersetzung mit Smith ist die spezifisch deutsche Interpretation⁶ des zweiten Kapitels im vierten Buch von *Wealth of Nations*: Bekanntlich lässt sich dort lesen, dass die Gewerbetreibenden das „Allgemeinwohl“ nicht „bewußt“ fördern, sondern vielmehr dadurch, dass sie, von „ihre[r] Eigenliebe“ getrieben, „ihre eigenen Interessen wahrnehmen“. So, schreibt Smith, werden die Menschen „von einer

⁵ Novalis: *Schriften* (Anm. 3) Bd. 3, S. 378f. (Nr. 624). Konjekturen gemäß Stadler: Die theuren Dinge (Anm. 2) und Hörisch („allg[emeine]“ statt „allg[emeiner]“) gegen die Ausgabe der *Schriften*.

⁶ Zur Einseitigkeit der, insbesondere deutschen, Smith-Rezeption im 19. Jahrhundert in Bezug auf das Problem des Eigennutzes, vgl. David D. Raphael: *Adam Smith*. Aus dem Englischen von Udo Rennert. Frankfurt a.M./New York 1991, S. 100–105.

unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen“ sie „in keiner Weise beabsichtigt“ haben.⁷

Bereits die frühe Smith-Rezeption, beispielsweise der Philosoph Johann Georg Heinrich Feder oder der Historiker Georg Friedrich Sartorius, fragt sich, ob sich Smiths als universal behauptete Thesen aus dem englischen Kontext lösen lassen oder vielmehr nur „bey einer gewissen Stufe der Industrie, des Reichthums und der Aufklärung“ ihre Gültigkeit haben⁸ und zeigt sich skeptisch gegenüber der smithschen Behauptung, „daß jeder, indem er seinem Privatvortheile nachjage, den Vortheil des Ganzen befördern müsse“. Dies gelte sicherlich in einigen, nicht aber „in allen Fällen“.⁹

Einen zweiten Kritikpunkt an der Nationalökonomie stellt die Auseinandersetzung mit Jean-Baptiste Say's „Théorie des débouchés“ dar.¹⁰ Say hatte in seinem *Traité d'économie politique* von der ersten Auflage aus dem Jahr 1803 an¹¹ argumentiert, dass „Geld“ nur ein „blosses Werkzeug zu dem doppelten Tausche“, darstellt, „wodurch wir solche Producte die wir nicht selbst consumiren wollen, gegen solche umsetzen, die wir consumiren wollen“.¹²

Dieser Gedanke geht eigentlich auf Smith zurück, der schon in *Wealth of Nations* geschrieben hatte: „Denn Geld dient allein dem Umsatz von konsumierbaren Gütern“.¹³ Unabhängig davon, dass Say nicht der Erfinder von Say's Law ist, zieht er aus den genannten Überlegungen den Schluss, „was beym erstem Anblick ein Paradoxon scheint, dass lediglich

⁷ Adam Smith: *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*. Übers. und hrsg. von Horst Claus Recktenwald. München 12. Aufl. 2009, S. 17; 371.

⁸ Johann Georg Heinrich Feder: Rezension des ‚zweyte[n] Band[s] von A. Smith Inquiry [...]‘. In: Zugabe zu den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen, 14. Stück, 5.4.1777, S. 213–221, hier S. 219f.

⁹ Georg Friedrich Sartorius: *Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und die Staatswirthschaft betreffend*. Göttingen 1806, S. 207f.; 218, zitiert nach Birger P. Priddat: *Produktive Kraft, sittliche Ordnung und geistige Macht. Denkstile der deutschen Nationalökonomie im 18. und 19. Jahrhundert*. Marburg 1998, S. 121, dessen Ausführungen ich hier folge.

¹⁰ Wilhelm Roscher: *Die Produktionskrisen auf die letzten Jahrzehnte*. In: *Die Gegenwart. Eine enzyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände*, Bd. 3, Leipzig 1850, S. 721–758, hier S. 724.

¹¹ Vgl. hierzu Stevan Kates: *Say's Law and the Keynesian Revolution. How Macroeconomic Theory Lost its Way*. Northampton/Cheltenham 1998, S. 22–24; Thomas Sowell: *Say's Law. An Historical Analysis*. Princeton 1989, S. 18.

¹² Jean-Baptiste Say: *Darstellung der Nationalökonomie oder der Staatswirthschaft* [...]. Übers. v. Carl Eduard Morstadt, Bd. 2, Heidelberg 1819, S. 242 (= III, 2: „Von den allgemeinen Wirkungen der Consumtion“).

¹³ Smith: *Wohlstand* (Anm. 7) S. 280. Vgl. hierzu Sowell: *Say's Law* (Anm. 11) S. 15; 19.

die Production den Producenten ihre Absatzwege eröffnet“, weil „jedes Product vom Augenblick seiner Erzeugung an für den ganzen Betrag seines Werthes“ auf anderen Produkten beruht, die dadurch abgesetzt werden.¹⁴

Es handelt sich also bei näherem Hinsehen um zwei Theorien: einmal um die, dass der Absatz von Waren – im Gegensatz zur Produktion – eine letztlich vernachlässigbare Größe in der Ökonomie darstellt, da Produzieren immer bereits Konsumieren (nämlich derjenigen Güter, die für die Herstellung der zu produzierenden Waren benötigt werden) voraussetzt, also jede Produktion einen Absatzweg öffnet. Diese Theorie basiert wiederum – und das ist jetzt der Punkt, um den es in der romantischen Debatte geht – auf der Vorstellung, dass Geld keine andere Funktion besitzt, als den Übergang von Produktion in Konsumtion und von Konsumtion in Produktion zu gewährleisten, mithin reines Mittel, nicht aber Selbstzweck ist.

Bekanntlich ist in der Mitte des 19. Jahrhundert Say's bzw. Smith's Law von dem Nationalökonom Wilhelm Roscher widersprochen worden, der angesichts der Umstrukturierung der deutschen Handelsplätze zu Effektenbörsen (an der mithin nicht nur Devisen, sondern auch Wertpapiere gehandelt werden)¹⁵ nachweisen konnte, dass Geld keineswegs im doppelten Tausch aufgeht, sondern zum warenähnlichen Gegenstand „der Speculanten“¹⁶ werden kann.

Ich möchte nun im Folgenden behaupten, dass ein ähnliches Argument bereits in der romantischen Auseinandersetzung mit Smith vorgebracht wird, nur ohne den, zu diesem Zeitpunkt nicht möglichen, Zwischenschritt des Rekurses auf die Effektenbörsen. Hintergrund ist hier vielmehr die aktuelle Debatte über Smiths Theorie des Geldes, vermittelt über deren kritische Diskussion bei Johann Georg Büsch.

¹⁴ Say: Darstellung (Anm. 12) Bd. 1, S. 241; 244 (= I, 15: „Von den Absatzwegen“).

¹⁵ Vgl. hierzu Rainer Gömmel: Entstehung und Entwicklung der Effektenbörse im 19. Jahrhundert bis 1914. In: Hans Pohl (Hrsg.): Deutsche Börsengeschichte. Frankfurt a.M. 1992, S. 135–210.

¹⁶ Roscher: Produktionskrisen (Anm. 10) S. 730. Zur Entwicklung des Begriffs des Spekulantens im 19. Jahrhundert, vgl. Vf.: Ökonomisches Wagnis/Literarisches Risiko. Zu den Paradoxien des Kapitalerwerbs im Poetischen Realismus (Stifter, Storm, Raabe, Fontane). Erscheint in: Monika Schmitz-Emanis et al. (Hrsg.): Literatur als Wagnis, Literature as a Risk (DFG-Symposium 2011). Berlin/Boston 2013, S. 208–238, als Antwort auf: Dirk Hempel: Spieler, Spekulantens, Bankrotteure. Bürgerlichkeit und Ökonomie des Realismus. In: Ders., Christine Künzel (Hrsg.): „Denn wovon lebt der Mensch?“. Literatur und Wirtschaft. Frankfurt a.M. et al. 2009, S. 97–116.

III. Novalis, Büsch, Tieck

Ludwig Tieck und Novalis formulieren, jeder auf seine Weise, eine Art von ökonomischer und psychologischer Entwicklungsgeschichte des Geldes. Dabei wirkt es, zumindest auf den ersten Blick, so, als ob Tieck sozusagen die Nachtseite von Novalis' Antwort auf die Frage, wie der Mensch mit dem Geld, verstanden als kulturelle Fortsetzung der anorganischen Schätze der Natur, umzugehen habe, formulieren würde.

Wählen wir hierfür das Beispiel der „großen Chifferschrift“ der Natur, die – in Novalis' *Lehrlingen* – nicht zuletzt „in Krystallen und in Steinbildungen“ und mithin „im Inneren und Äußern der Gebirge“ zu finden ist. Der Lehrer hat als „Kind“ nicht nur „Blumen, Käfer“ etc. gesammelt, sondern auch und insbesondere „Steine“ – und diese auf „mannichfache Weise [...] in Reihen“ gelegt. Und auch der Schüler, der mit dem Kind fortzieht, bringt, als einen wichtigen Baustein zu Erforschung der Chifferschrift der Natur, einzig und allein „ein unscheinbares Steinchen“ herbei, das der Lehrer sorgsam „auf einen leeren Platz“ legt, der sich „mitten unter andern Steinen“ befindet (Lehrlinge 79ff.). Die anorganische Natur spielt also eine zentrale Rolle bei der zu erahnenden Entzifferung der Schrift der Natur und bei der Herstellung von künstlichen Signaturen.

Ganz anders bei Tieck: Christian wird im *Runenberg* nicht nur von der alles betörenden Nacktheit der Waldkönigin geblendet, sondern auch und besonders von Edelsteinen, auch sie in Form einer unverständlichen Chifferschrift angeordnet:

Er wagte kaum zu atmen, als sie nach und nach alle Hüllen löste; nackt schritt sie endlich im Saale auf und nieder, und ihre schweren schwebenden Locken bildeten um sie her ein dunkel wogendes Meer, aus dem wie Marmor die glänzenden Formen des reinen Leibes abwechselnd hervor strahlten. Nach geraumer Zeit näherte sie sich einem andern goldenen Schranke, nahm eine Tafel heraus, die von vielen eingelegten Steinen, Rubinen, Diamanten und allen Juwelen glänzte, und betrachtete sie lange prüfend. Die Tafel schien eine wunderlich unverständliche Figur mit ihren unterschiedlichen Farben und Linien zu bilden; zuweilen war, nachdem der Schimmer ihm entgegen spiegelte, der Jüngling schmerzhaft geblendet, dann wieder besänftigten grüne und blau spielende Scheine sein Auge: er aber stand, die Gegenstände mit seinen Blicken verschlingend, und zugleich tief in sich selbst versunken. (*Runenberg* 192)¹⁷

¹⁷ Alle Tieck-Zitate direkt im Text und nur mit Angabe der Seite nach Ludwig Tieck: Schriften in zwölf Bänden. Hrsg. von Manfred Frank et al. Frankfurt a.M. 1985ff., Bd. 6.

Zweimal unverständliche Lineamente also, aber der Unterschied könnte größer nicht sein: Während bei Novalis die Chiffrenschrift aus organischer und anorganischer Natur besteht, hat sie bei Tieck nur eine rein anorganische Form, die der organischen diametral entgegengesetzt ist. Das hat Konsequenzen in Bezug auf die moralische Einordnung: Während in den *Lehrlingen* die Lesbarkeit der ganzen, also organischen wie anorganischen, Natur als eine geradezu heilige Aufgabe beschrieben wird, verweist die Lektüre der „magische[n] Figur“ (Runenberg 201) im *Runenberg* auf nicht weniger als das Böse und den Wahnsinn.

Tieck macht die pejorative Ausführung der Gedankenfigur durch das Motiv des Kalten Herzens deutlich, also durch die Vorstellung vom Austausch des organischen, liebenden und warmen Herzens zugunsten eines anorganischen, kalten, das nur noch aus der Gier nach den Metallen bzw. Edelsteinen heraus funktioniert. So jedenfalls drückt es Christians Vater aus:

Allgütiger Gott! rief der Vater aus, ist der fürchterliche Hunger in ihn schon so fest hinein gewachsen, daß es dahin hat kommen können? So ist sein verzaubertes Herz nicht menschlich mehr, sondern von kaltem Metall; wer keine Blume mehr liebt, dem ist alle Liebe und Gottesfurcht verloren. (Runenberg 201)

Sein Sohn bestätigt ihm, dass die „magische Figur“ der Steine und „Metall[e]“ tatsächlich tief in sein Innerstes eingedrungen sei, aber nicht in dem Sinne, dass er nun (wie in den *Lehrlingen*) auch ein tieferes Verständnis und eine höhere Lesefähigkeit der Natur besäße, sondern in dem, dass die genannte Signatur wie ein tiefgründiges „Gift“ agiert, das eine toxische Wirkung besitzt, die dem Anblick des Wasser bei einem „Wahnsinnige[n]“ (in der Wasserscheu oder Tollwut, allgemeiner: bei der Manie) gleichkommt (Runenberg 201f.).

Nun spricht, ich formuliere hier einen von Manfred Frank vorgeschlagenen Harmonisierungsversuch der beiden Ansätze aus¹⁸, auch der alte Bergmann im *Ofterdingen* in seiner Entwicklungsgeschichte des Geldes von Wahnsinn und Gift als einer möglichen negativen Erfahrungsform desjenigen, der Edelsteine und Metalle im Berg sucht, aber er stellt diese psychischen Effekte nicht als notwendig, sondern als grundsätzlich überwindbar dar.

Beginnen wir mit der damit angesprochenen positiven Variante: Wie Christian strebt auch der Bergmann, gemäß der Erzählung des Alten, nach den Schätzen der Erde, in seinem Falle dem „König der Metalle“,

¹⁸ Vgl. hierzu die grundlegenden Ausführungen in Manfred Frank: Das Motiv des ‚kalten Herzens‘ in der romantisch-symbolistischen Dichtung. In: Ders.: Kaltes Herz, Unendliche Fahrt, Neue Mythologie. Motiv-Untersuchungen zur Pathogenese der Moderne. Frankfurt a.M. 1989, S. 11–49, hier S. 36.

also nach dem Euler Gold, das zur Herstellung von „Kronen“, „heiligen Reliquien“ und „Münzen“ (Ofterdingen 242) benötigt wird. Aber der Bergmann möchte weder Gold noch Geld besitzen. „Er begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr *blendender Glanz*“ – auch Christian wurde ja von der Waldkönigin „geblendet“ (s.o.; Herv. MB) – „vermag nichts über sein lautes Herz. Unentzündet von gefährlichem *Wahnsinn*, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen, und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Vesten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen, und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte“ (Ofterdingen 244f.; Herv. MB).

Bemerkenswert an der Behauptung des alten Bergmanns, dass es einen Weg jenseits christianschen „Wahnsinn[s]“ gebe, ist sicherlich – und hier liegt das Zentrum der Entwicklungsgeschichte des Geldes – seine Theorie der notwendigen Überführung der wertvollen Metalle, die im Bergwerk gefunden werden, in Münzen und mithin in Geld. Seiner Erzählung zufolge ist es die Bestimmung des Goldes, aus dem Herrschaftsbereich des Unterirdisch-Anorganischen („König der Metalle“; s.o.) in den durch Insignien gekennzeichneten Herrschaftsbereich des Überirdischen überführt zu werden. Und an diesem Punkt verschränken sich Politik und Ökonomie, wird doch in Bezug auf die Münzen behauptet, dass sie durch die „Bildnisse“ auf ihr, also durch das Konterfei des für die Wertdeckung garantierenden Souveräns, die Welt „beherrschen und leiten“ (Ofterdingen 242). Der Bergmann denkt also das Geld sehr stark von seinem königlichen Signum, mithin von seiner Zeichenhaftigkeit her.

Doch zurück zur Verbindung von Gold bzw. Edelsteinen und Wahnsinn. Wie diese funktioniert, lässt sich an der Gift-Metapher ablesen, die ebenfalls in der Rede des Bergmanns vorkommt, hier nun, wie bei Tieck, ebenfalls in der negativen Variante formuliert:

Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen seyn. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses *Gift*, was die Ruhe verscheucht, und die verderbliche Lust, alles in diesen Kreis des Besitzers zu ziehn, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften herbeylockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigenthümers, und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und so ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählich zu befriedigen. (Ofterdingen 245; Herv. MB)

Das Anti-Besitz-Argument („will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen seyn“) ist nicht mit einer Vergemeinschaftung der Waren zu

verwechseln, sondern zielt, andersherum gedacht, auf die Bestimmung des Goldes bzw. Geldes, das vom Menschen nicht besessen werden darf, weil es im eigentlichen Sinne keine Ware ist.¹⁹ So ist auch der Satz des Bergmanns zu verstehen, der besagt, dass „für ihn“ die Metalle der Erde „keinen Reiz mehr“ haben, wenn sie „Besitz“ und mithin „Waaren geworden sind“ (s.o.). Waren kann man besitzen, beim Gold will die Natur hingegen, dass es, auch wenn es zu Geld geworden ist, der Sphäre der Waren-Ökonomie enthoben ist. Es ist Teil des Herrschaftsbereich der Natur und später des Königs und kann daher per definitionem kein individueller Besitz sein; in den Worten der *Fragmente und Studien*: „Was nicht ausdrücklich jemand gehört, gehört dem Staate“.²⁰

Damit ist besagt, dass auch der auf der Münze abgebildete, den Wert der Münze garantierende Souverän keinen realen Gegenwert hat, also nur im Medium des Imaginären, d.h. in einem Bild auf der Münze, figurieren kann.²¹ Der König wird, wie man mit Novalis formulieren kann, erst dann zum König, wenn er seinen physischen Körper, genauer: sein physisches Gesicht, auf das mystische²² des Goldgeldes übertragen hat. „Der Staat und Gott, so wie jedes geistige Wesen erscheint nicht *einzel*n, sondern in tausend mannichfaltigen Gestalten“, heißt es im *Allgemeinen Brouillon*.²³ (Dieser Beitrag könnte also auch heißen: Ceci n'est pas un roi Oder über die Unmöglichkeit, bare Münze für bare Münze zu nehmen).

Damit ist jedoch nicht gesagt, dass das Geld in der Ökonomie schlechthin bzw. beim Besitzerwerb keine Rolle spielt, ganz im Gegenteil, es ist sozusagen die Bedingung der Möglichkeit für individuellen Besitz und kommt daher mit ihm nicht zur Deckung. Besitz würde nämlich in Bezug auf das Geld Stillstand bedeuten. Dessen natürlich-souveräne Bestimmung ist es jedoch, wie es ganz ausdrücklich im *Osterdingen* heißt,

¹⁹ Anders als Joseph Vogl: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. Zürich et. al. 2004, S. 265, und Ulrich Stadler: *Die Auffassung vom Gelde bei Friedrich von Hardenberg*. In: Richard Brinkmann (Hrsg.): *Romantik in Deutschland. Ein interdisziplinäres Symposium*. Stuttgart 1978, S. 147–156, hier S. 153f., lese ich das „Gift“ in dieser Passage nicht als Beschreibung der Problematik des zirkulierenden Charakter des Geldes, sondern, andersherum, als Reflexion auf die Gefahr des Stillstand des Geldes durch Überführung in Ware; eine Theorie, die Vogl unter Hinweis auf Büsch, aber ohne Rekurs auf Novalis, an anderem Ort selbst rekonstruiert hat (vgl. hierzu Anm. 27).

²⁰ Novalis: *Schriften* (Anm. 3) Bd. 3, S. 568 (Nr. 89).

²¹ Zur Selbstwerdung des Souveräns im Medium des Imaginären (einer Münze), vgl., am Beispiel des Zerbrochenen Krugs: Ethel Matala de Mazza: *Recht für bare Münze. Institution und Gesetzeskraft in Kleists ‚Zerbrochenem Krug‘*. In: *Kleist-Jahrbuch* 2001, S. 160–177.

²² Zur Figur der zwei Körper des Königs, vgl. Ernst H. Kantorowicz: *The King's two Bodies. A Study in Mediaeval Political Theology*. Hrsg. von William C. Jordan. Princeton 1997.

²³ Novalis: *Schriften* (Anm. 3) Bd. 3, S. 314 (Nr. 398).

„aus Hand in Hand“ (s.o.; Herv. MB) zu gehen, also permanent zu zirkulieren, um in dieser Zirkulation den Erwerb von Waren zu gewährleisten.

Hier liegt offensichtlich ein Rekurs auf den Hamburger Ökonomen Johann Georg Büsch vor, der sich in seiner *Abhandlung von dem Geldumlauf*, implizit in der ersten Auflage von 1780, explizit in der zweiten von 1800, kritisch mit Smiths Theorie des Geldes auseinandersetzt: „Die Verteilung der Arbeit, welche Smith gewissermassen zur Grundlage seiner ganzen Abhandlung über den National-Reichtum macht, würde ohne die Dazwischenkunft des Geldes äusserst eingeschränkt werden“.²⁴

Büsch möchte sein Werk jedoch nicht als Ablehnung, sondern als kritische Fortführung von Smiths Thesen verstanden wissen. Ihm geht es, anders als den meisten deutschen Kritikern, nicht um eine Widerlegung der Eigennutz-Theorie Smiths, sondern vielmehr um deren Vervollständigung: Der „Eigennutz“ des Einzelnen, der unwillkürlich auch „für das Auskommen anderer“ Sorge, so Büschs Reformulierung des infrage stehenden Theorems, würde nicht allein durch die Hoffnung auf Gewinn befeuert. Vielmehr müsse „noch ein anderer Reiz hinzukommen“, um den Menschen anzutreiben. „Diesen Reiz giebt das Geld“.²⁵

Zugleich schränkt Büsch jedoch, und damit nähert er sich Smith wieder an, seine Wertschätzung des Geldes ein. Er möchte nicht behauptet haben, dass sich das Interesse des Gewerbetreibenden nur noch auf das Geld und nicht mehr auf seinen Betrieb und die Herstellung von Waren richten solle:

Wir müssen aber nun aufhören, das Geld als eine *Ursache und Veranlassung* der in dem Volke verrichteten Dienste und Arbeiten anzusehen. Es ist auch ein *Zeichen*, aus dessen fleissigem Uebergange aus einer Hand in die andre sich die Menge der wechselseitigen Dienste, die einer von dem andern verlangt, und das von allen einzeln und insgesamt erworbene Auskommen beurtheilen läßt.²⁶

Büschs Argumentation beschreibt eine Gratwanderung bei der geldbasierten Wertschöpfung: Einerseits wird das Geld als Motor des Antriebs des produktiven Eigennutzes und mithin der individuellen wie nationalen Wirtschaftsproduktion verstanden, andererseits darf der Gewerbetreibende das Geld nicht zum primären Gegenstand seines Eigennutzes machen, weil es nur „Zeichen“ ist und zudem die Bestimmung hat, „aus einer Hand in die andre“ zu wandern, mithin also nicht stillgestellt werden darf. Es ist offensichtlich, dass sich Novalis, bis in die Formulierung

²⁴ Johann Georg Büsch: *Abhandlung von dem Geldumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirtschaft und Handlung*. Hamburg/Kiel 1800, Bd. 1, S. 80.

²⁵ Johann Georg Büsch: *Abhandlung von dem Geldumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirtschaft und Handlung*. Hamburg/Kiel 1780, Bd. 1, S. 17.

²⁶ Ebd., S. 62. Vgl. zu diesen Thesen Büschs: Priddat: *Produktive Kraft* (Anm. 9) S. 70f.

hinein („aus Hand in Hand“; s.o.), auf genau diese beiden Elemente bezieht.

Dass Büsch der Stichwortgeber für die Bergmann-Szene im *Ofterdingen* ist, wird vollends offensichtlich, wenn man berücksichtigt, dass bereits Erstgenannter, und dies ab der Erstauflage von 1780, eine imaginäre Entwicklungsgeschichte des Geldes beschreibt. Und auch hier nimmt, wie in der Rede des Bergmanns, die Genealogie des Geldes ihren Anfang in den „feuerfesten Metallen“, die „ausgesondert werden“, um den „Wehr der Dinge im Verhältnis zu ihrer Quantität [zu] bezeichnen“. In diesem Kontext fällt ebenfalls der Begriff des „Zeichen[s]“, der aber, wie bei Novalis, insofern trügerisch ist, als man glauben könnte, das sich hinter dem Zeichen, in diesem Falle: auf der Zahlseite, ein realer Gegenwert verbirgt, während das Geld doch „für Bedürfnisse *weggetauscht*“ werden müsse. Büsch wird nicht müde zu wiederholen, „wie wenig [...] diese Vorstellungsart“, dass nämlich das Geld „die Natur einer verkäuflichen *Waare* anzunehmen“ scheine, auf es „zutreffe“. ²⁷ Aus diesem und keinem anderen Grunde „haben“ die feuerfesten Metalle auch für Novalis' Bergmann „keinen Reiz mehr, wenn sie *Waaren* geworden sind“ (s.o.; Herv. MB).

Die Kritik an der warenhaften Verwendung des Geldes durch den trügerischen Schein des Zeichens wird bei Tieck noch einmal radikalisiert. Es ist nämlich alles andere als ein Zufall, dass die „Zauberkraft des Geldes“ ²⁸, um noch einmal Büsch zu zitieren, bei Christian zu dem Zeitpunkt ihre verderbliche Wirkung entfaltet, da ihm von dem Fremden „eine Summe Geldes“ gegeben wird, die jener nicht investieren und damit zirkulieren lassen kann, sondern das ihm nur zur „Verwahrung“, also zur Stillstellung, überlassen wird (Runenberg 199).

In dieser Zeit der Verwahrung wird das Geld für Christian zu einem wahn- und warenhaften Etwas, mit dem er in eine Art von Liebesverhältnis eingetreten ist. Der Vater findet seinen Sohn des Nachts, wie er „mit der größten Emsigkeit die Goldstücke zählte“. Ich „fühle [...] es“, sagt Christian zum Alten, „innerlich jauchzen und frohlocken, wenn ich es mit meinen Fingern berühre, es wird vor Freude immer röter und herrlicher; schaut nur selbst die Glut der Entzückung an“ (Runenberg, 200).

Der Christian trügende Schein des Waldweibs, das nur für ihn eine *Bergkönigin*, für alle anderen jedoch lediglich „ein altes Weib von der äußersten Häßlichkeit“ ist (Runenberg 204), entspricht offensichtlich dem trügerisch-zeichenhaften Schein der Münzen. Dies gilt für beide Seiten, also einerseits die, bei Büsch hervorgehobene, Zahlseite, bei welcher das „Zeichen des Wehrts“ (s.o.) eine trügerische Existenz von Gegenwert vorgaukelt, aber auch andererseits für das, von Novalis in den Mittelpunkt

²⁷ Büsch: Abhandlung 1780 (Anm. 25) S. 151ff. Vgl. hierzu, freilich ohne Bezug auf Novalis, Vogl: *Kalkül und Leidenschaft* (Anm. 19) S. 251f.

²⁸ Büsch: Abhandlung 1780 (Anm. 25) S. 78.

gestellte, Bildnis auf der Münze, also des Porträt des *Königs*, der den Wert der Münze garantiert.

Dass die Zeichen auf der Münze, auf beiden Seiten, gerade nicht Besitz und Gegenwert bezeichnen, weil „eins mit dem andern *vertauscht* werden“ soll²⁹, kann und will Christian nicht verstehen. Er sieht in den Münzen zwar ebenfalls kein Zeichen, aber nicht wegen ihrer zirkulären Bestimmung, sondern, andersherum, weil er den warenhaften und gegenständlichen Charakter des Geldes ganz wörtlich nimmt, im Zeichen also den Gegenstand selbst sieht. Und in seinem „Liebesdrang“ (Runenberg 200) kann er sein pekuniäres Objekt der Begierde nicht mehr gehen, sprich: zirkulieren, lassen. Er ist zum Festhalten verdammt.

Einen letzten, verzweifelten Versuch, sich aus dem libidinösen und damit nicht dynamischen Verhältnis zum Geld zu lösen macht, um noch einen zweiten Text aus dem *Phantastus* aufzurufen, Emil aus dem *Liebeszauber*, der kurz vor seiner eigenen Hochzeit – in einer Geste von höchster Wut – einem zweiten Hochzeitspaar, das ein mittelloses „Lumpenpack“ ist, „hundert Dukaten“ zuwirft, welche er in seiner Eigenschaft als Kaufmann „am Morgen eingenommen hatte“. „Mir ekelt das Leben! schluchzte er in tiefer Bewegung“ – und wünscht sich nichts anderes als die „Sünde des Überflusses“ von sich „zu werfen“ (Liebeszauber 234f.).

Der plötzliche Ekel des Kaufmanns Emil vor dem Geld und dem Überfluss, den er sich damit leisten kann, basiert darauf, dass dieser – als Melancholiker, der später sich und seine Braut in einem Anfall von Manie umbringen wird – eine Heilungsmöglichkeit von seiner Krankheit zumindest erahnt: zurück in einen Zustand, in dem, mit Novalis gesprochen, die Natur ihrer „Neigung, Allen anzugehören“ (s.o.), nachkommen kann und mithin kein Gift gegen ihn einsetzt. Doch für die Möglichkeit, das im Rahmen seiner Kaufmannstätigkeit angehäuften Geld in Umlauf zu bringen, es nicht als Selbstzweck, sondern reines Mittel für den Übergang von Produktion in Konsumtion anzusehen, ist es natürlich viel zu spät. Außerdem sind, wie man bei Smith, aber auch bei seinem kongenialen Zeitgenossen James Steuart oder dem Steuart-Adepten Hegel, nachlesen könnte, karitative Gesten in dieser Hinsicht sowieso ein untauglicher Weg.³⁰

Dass sich Emil nicht nur des Geldes, sondern auch des Überflusses entledigen möchte, ist, mit Smith gelesen, ziemlich konsequent. Denn nach Smiths *Wealth of Nations* ist Luxus (anders als bei dem erwähnten Steuart)³¹ lediglich eine Form von unproduktiver Mittelverwendung, da

²⁹ Ebd., S. 153.

³⁰ Vgl. hierzu Birger P. Priddat: *Theoriegeschichte der Wirtschaft*. München 2002, S. 41f.

³¹ Vgl. hierzu Vf.: *Die Ökonomie des Luxus. Zum Verhältnis von Betriebs- und Nervenkapital in Thomas Manns ‚Buddenbrooks‘*. In: Ders., Christine Weder (Hgg.):

das zur Verfügung stehende „Kapital“, z.B. bei Festessen oder überflüssigen Dienstboten, nicht „investiert wird, um einen Gewinn zu erzielen“, sondern einfach „verbraucht“ wird.³² Das in den Luxus bzw. Überfluss gesteckte Kapital ist demzufolge nichts anderes als die Materie gewordene Form der Akkumulation und mithin Stillstellung des Geldes.

Wie lässt sich nun dieser, durchaus ambivalente, Aufruf nationalökonomischer Theorien in Tiecks und Novalis' (psychologischer) Entwicklungsgeschichte des Geldes einordnen? Mein Vorschlag lautet, dass mit ihm Smiths Theorie des Eigennutzes neu justiert wird. Man muss dabei berücksichtigen, dass Smith – anders als der Geldtheoretiker Büsch – unter dem „eigene[n] Interesse“ die Erwartung von „Gewinn“ versteht. „Gewinn“ wiederum bedeutet, dass der „Ertrag den höchsten Wert erzielen kann“. Und „Ertrag“ schließlich meint den „zusätzliche[n] Wert, den ein Gegenstand oder ein Rohstoff“ durch „Erwerbstätigkeit“ erlangt.³³

Deutlich zu sehen also, dass Smith das eigennütziges Streben nach Gewinn ganz und gar ausschließlich im Sinne einer Vergrößerung des Betriebskapitals versteht. Zwar kann auch „Geld“ das Ziel von Gewinnstreben sein, aber dieses wiederum dient lediglich dazu, dass man damit „die meisten anderen Waren bekommen kann“, die man für die weitere Produktion benötigt – eben streng nach Say's Law, das wie gesagt eigentlich Smith's Law heißen müsste: „Denn Geld dient allein dem Umsatz von konsumierbaren Gütern“.³⁴

Novalis überführt diese Geld-Theorie, wie gezeigt, mit Büsch in eine Genealogie des Geldes, also in eine Theorie über die naturgemäße Bestimmung des Goldes und mithin des Geldes als dessen souveräner Fortsetzung mit anderen Mitteln. Effekt dieser Naturalisierung bzw. Royalisierung ist jedoch, dass der Abfall von den damit behaupteten Bestimmungen – und hier trifft sich Novalis mit Tieck – besonders stark geahndet wird, was die Nachtseiten von Say's bzw. Smith's Law betont: Es mag wohl sein, so ließe sich Tiecks und Novalis' poetische Ökonomie³⁵ zusammenfassen, dass ein Gewerbetreibender, der an nichts anders denkt als an die Vergrößerung seines Betriebskapitals und der Geld nur als abstrakte Größe beim Transfer von Konsumtion in Produktion und vice versa versteht, von „unsichtbarer Hand“ geleitet und ohne sein Wissen, das „Allgemeinwohl“ fördert (s.o.).

Luxus. Zur Ambivalenz des Überflüssigen in der Moderne. Göttingen 2011, S. 235–256.

³² Smith: Wohlstand (Anm. 7) S. 286; 279; 771; 748.

³³ Ebd., S. 370f.

³⁴ Ebd., S. 370.

³⁵ Hierzu allgemein Reinhard Saller: Schöne Ökonomie. Die poetische Reflexion der Ökonomie in der frühromantischen Literatur. Würzburg 2007, S. 53.

In dem Augenblick jedoch (und die Gefahr, dass dieser Augenblick kommt, ist nicht eben gering), in dem sich sein Eigennutz nicht auf das zu erstellende Produkt, sondern auf das Geld, anstelle des Produktes, legt³⁶, er also die Fluktuationsnotwendigkeit des Geldes vergisst und seine Zeichenhaftigkeit missversteht, funktioniert dieser Automatismus nicht mehr, weil er es wie bzw. als eine Ware ansieht und damit die Dynamik des niemanden gehörigen Geldes stillstellt. Dann arbeitet die unsichtbare Hand nicht mehr für das Gemeinwohl, aber eben auch nicht mehr für den Gewerbetreibenden bzw. Kaufmann, der ja als aller-erster darauf angewiesen sein müsste, dass Geld rein und in Bewegung bleibt. Vielmehr stürzt sie ihn auf Nimmerwiedersehen in den „einbrechenden Abgrund“ (s.o.), den ein Bergwerk, selbst wenn es die Form eines Venushügels hat, auch darstellen kann.

³⁶ Man kann diese Gefahr wie Manfred Frank: Kaltes Herz (Anm. 18) S. 33f. (und ihm folgend, Matthias Schöning: Der Ruf des Geldes. Ludwig Tiecks ‚Runenberg‘. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 53 [2009], S. 175–197, hier S. 194), unter Rückgriff auf Marx Geldfetischismus nennen, verfehlt dabei, meiner Ansicht nach, die historische Pointe, nämlich die durch Say's bzw. Smith's Law behauptete qualitative Differenz zwischen Ware und Geld.